Auf dem "Gipfel der Toleranz"

Autor(en): **Boeck, Kurt**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-576371

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Auf dem „Gipfel der Toleranz".

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit fünf Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers*).

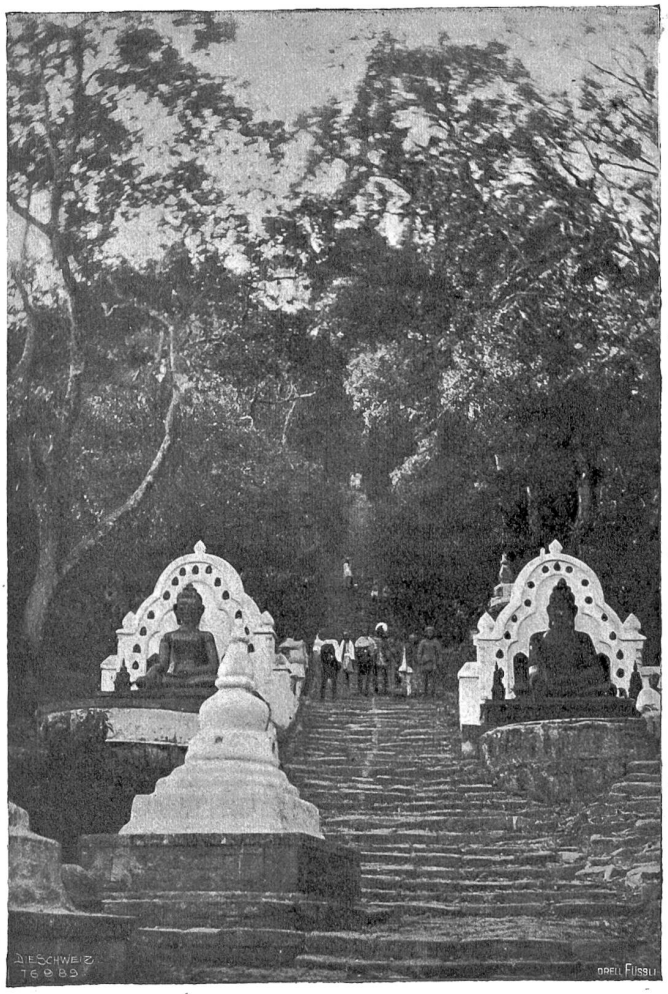
In fernem Lande, unnahbar zwar nicht, wie weiland der Gral auf dem Mont Salvat, allen profanen Tritten, aber doch den meisten Annäherungsversuchen von Reisenden weißer Rasse, liegt eine überaus seltsame Stätte, eine der merkwürdigsten des mit Wundern und Geheimnissen wahrhaftig nicht karg bedachten Asiens. Nepal heißt dies fast sagenhafte, seine Schlagbäume so mißtrauisch vor uns niederlassende, von den Bergwällen des Himalaya ummauerte Königreich, in das ich den Leser heut einführen möchte. Ohne übermäßig stolz auf den wirklich beneidenswerten Vorzug zu sein, mich als einen der wenigen — wenn nicht den einzigen — lebenden Forscher betrachten zu dürfen, der nicht nur den Osten und Westen der indischen Alpen, sondern obendrein diesen im allgemeinen verschlossenen Nepal-Himalaya mit eigenen Augen mustern, mit eigenem Fuß treten durfte, freut es mich doch, von meinen dortigen Eindrücken plaudern zu können, zumal dies Land gegenwärtig durch die Europareise seines „Dewans", des Maharadscha Sir Chandra Schumscher Dschung, die den Rana Bahadur (zu deutsch etwa „Seine Königliche Hoheit") inkognito auch in die Schweiz führte, unserm Interesse etwas nähergerückt ist als gewöhnlich.

Nepal hat zwar manches mit seinen Nachbarn mit Indien und Tibet, gemein, einen Ort aber, wie den Gipfel des Berges Swayambunath, kurzweg Sambunath gesprochen, wird man schwerlich zum zweiten Mal finden. Vieles kommt zusammen, ihn mit dem Reiz des Außergewöhnlichen zu umkleiden.

Gewiß hat es vor zwei Jahrtausenden, als auf der indischen Halbinsel der uralte Brahmanismus mit dem gewaltig um sich greifenden, ihn zu reformieren suchenden Buddhismus nicht mehr in gewalttätigem Streit lag, sondern beide Kulte friedlich Seite an Seite zu bestehen trachteten, dort noch mehr Plätze gegeben, an denen die Idole und Sinnbilder beider gleichermaßen Platz fanden, wo Darstellungen Gautamas, des hochherzigen Fürstensohnes aus dem Hause der Sakyaniden in der verklärten Lehrstellung eines Buddha, inmitten fratzenhafter, wenn auch nur symbolisch gemeinter, brahmanischer Gottheitsabbilder standen, deren Verehrung gerade er so lebhaft mißbilligt hatte. Aber die ebenso klugen wie geduldigen Brahmanen verstanden es gar wohl, den Buddhismus durch passiven Widerstand, mehr aber noch durch die Ausstreuung, Buddha sei nichts anderes als eine Inkarnation, eine zeitweilige Fleischwerdung ihres Gottes Krischna gewesen, allgemach aus Indien verschwinden zu lassen und mit ihm auch die Mehrzahl der an ihn äußerlich erinnernden, zu Tempeln erweiterten Aufbewahrungsstätten buddhistischer Reliquien. Was von diesen Stupas, Topes und Schaityas übrigblieb, fiel dann fast gänzlich dem fanatischen Zerstörungseifer nach Indien einfallender Mohamedaner zum Opfer, denen figürliche Darstellungen gottähnlicher Gestalten, wie eben die des großen Heilspenders Buddha, aufs höchste verhaßt waren.

Nach dem hinter versumpften Urwäldern und schwer übersteigbaren Bergrücken versteckten Nepal aber fanden die Moslems den Weg nicht; anderseits brachte es dort die unentwirrbare Durchdringung des Brahmanentums mit dem über Ostasien und Tibet ins Land gekommenen Buddhismus mit sich, daß inmitten all dieser Kreuzungen von Mongolen und Hindus auch die dem Dienste beider Kulte gewidmeten Stätten die Möglichkeit und den Boden zu gemeinschaftlichem Dasein gewannen. Nirgends aber wurde derartigen Schauplätzen der Duldsamkeit ein malerischeres, fesselnderes — um nicht zu sagen, pittoreskeres — Gewand zuteil als auf dem Swayambunathberge.

Freilich ist es eine ziemlich beträchtliche Strapaze, die steile Felstreppe zu diesem Gipfel emporzuklimmen, der, mit hohen Mauern umgürtet, keinen Einblick von benachbarten Höhen verstattet. Wohl oder übel müssen wir die einer Jakobsleiter gleich scheinbar zum Himmel



Auf dem „Gipfel der Toleranz" Abb. 1. Aufgang zum Swayambunathberg.

*) Bei diesem Anlaß weisen wir hin auf das Werk von Dr. Kurt Boeck „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal", erschienen zu Leipzig im Verlag F. Hirt & Sohn, mit dessen Genehmigung wir die Originalaufnahmen des Verfassers hier wiedergeben.

Auf dem „Gipfel der Toleranz" Abb 2. Auf dem Gipfel des Swayambunathberges.

hinaufführende, oben sich in der Baumumgebung verlierende Stiege hinaufzuklettern versuchen (s. Abb. 1).

Die Stufen sind aus bald niedrigen, bald fußhohen, nur roh behauenen Felsplatten gebildet. Bei der Kunst und Sorgfalt, die hier sonst den Bauwerken zugewendet wurde, ist es kaum zweifelhaft, daß diese den Aufstieg erschwerende Ungleichheit sich absichtsvoll andern, an derlei Orten üblichen symbolischen Mahnungen anschließt. Wie allerwärts, so wird auch in Nepal der Pfad der Tugend und Frömmigkeit als wenig einladender, nur mit mutvoller Selbstüberwindung begehbarer steiler Dornenweg betrachtet, der allerdings schließlich zu köstlichem Ziel führt. Der vielsagende Gesichtsausdruck der überlegen, ja sogar etwas verschmitzt lächelnden Buddhafiguren am Fuße der Treppe scheint den Wallfahrern die Verheißung herrlichen Lohnes am jenseitigen Ende der Leiter ermutigend zuraunen zu wollen.

Von weit und breit pilgern fromme Newaris und andere Eingeborene Nepals einträchtig diese Stufen empor, unbekümmert um die gegenseitige religiöse Gesinnung. Haben wir aber keuchend und schwitzend die Spitze erreicht, so bringt uns der erste sich bietende Blick in Verwirrung; denn nirgends findet sich ein Standpunkt, um eine alles umfassende Ueberschau zu erhalten (s. Abb. 2).

Zunächst könnte man wähnen, sich an einem jener buddhistisch-lamaistischen Tempelplätze zu befinden, die für Niederlassungen der Tibeter inmitten Nepals charakteristisch sind: zahlreiche Buddhafiguren, das schwervergoldete „Dharm-Datu-Mandal", ein Vajra oder Lamaabzeichen in gewaltigstem Maßstab am obern Ende der Treppe und der sofort am meisten in die Augen fallende Mittelpunkt der ganzen Anlage, der ungeheure, von der Natur wie eine Halbkugel geformte, zur Schaytya gewandelte Gipfelfels weisen unzweifelhaft auf lamaistisches Kultusgebiet hin. Wie ein vom Himmel gefallenes Gnadengeschenk muß den lamaistischen Bauherren diese rundliche Gesteinsmasse erschienen sein, die ja wie dazu geschaffen war, den üblichen halbkugligen Körper einer Schaytya abzugeben und als Unterbau für einen Thoran-Turm zu dienen. Diese für gewöhnlich reichverzierte, zur Glocke stilisierte Halbkugelform soll ursprünglich an die Gestalt einer aus dem Wasserspiegel aufsteigenden Luftblase erinnern, mit deren Nichtigkeit dem Weltganzen gegenüber Buddha in seinen Predigten gern das oft so dünkelhafte Erdenwallen der Menschen verglich.

Ganz wie sonst auf dem rundgemauerten „Gharb" wurde auf diesem Findlingsklotz des Sambunathgipfels ein Thoran errichtet und nach üblichem Brauch auf jeder der vier Seiten mit einem Augenpaar bemalt, als Hinweis auf die alles durchschauende Allgegenwart Adi Buddhas. Ueber diesem Turm ragt das Symbol der dreizehn buddhistischen Himmel in die Luft, dessen

Spitze in eine zum Fürstenschirm stilisierte Goldglocke ausläuft; auch die mit je fünf Figuren verzierten Blechschilder über jedem der vier unheimlichen Augenpaare, zwischen denen auch Buddhas Warze — wohl als Ersatz für das dritte Auge des Brahmanengottes Schiwa — nicht fehlt, sind aus gediegenem Golde gehämmert.

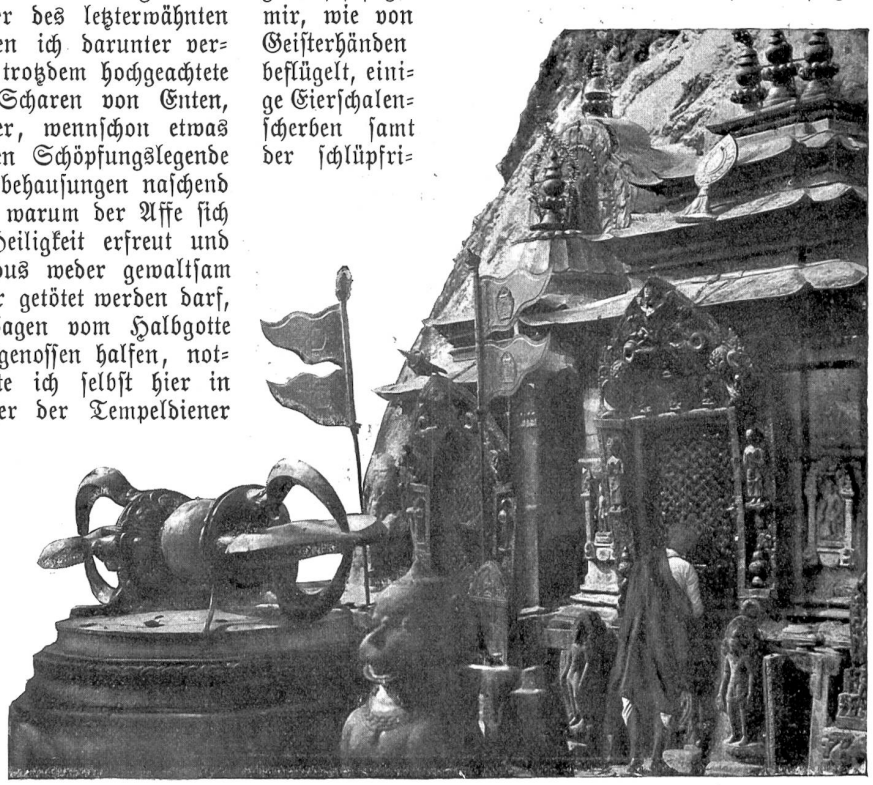
Auch die zahlreichern kleinern, zum Gedächtnis hervorragender Lamas errichteten Schaytyas verstärken den Eindruck einer durchaus buddhistisch ausgestatteten Umwelt. Betrachtet man aber den Figurenschmuck auf den Goldschildern und um die vier Nischen in der felsigen Schaytya, die Standbilder in den Nischen, vor denen freilich nur mühsam emporzuhebende Vorhänge aus eisernen Kettenringen hängen, sowie die nur dem Brahmanismus eigentümlichen konisch geformten Lingam-Idole, so kommt man aus dem Staunen über eine so weitgehende, nicht zu überbietende Gleichbegünstigung der beiden Kulte auf dem „Gipfel der Toleranz" kaum noch heraus.

Der auf hoher Steinsäule zwischen zwei reichverzierten knieenden Figuren der Durga und Kali (das heißt der Kriegs- und der schwarzmaskierten Todesgöttin) sein Rad schlagende Bronzepfau, das Reittier des kriegerischen Gottes Kartikeya, gehört ebenfalls völlig dem brahmanischen Kultusgebiet an, ebenso die Pockengöttin, der das im Hintergrund stehende Tempelchen mit dem goldplattierten Doppeldach gewidmet ist. Angesichts dieser friedlichen Nachbarschaft von Wahrzeichen und Opferstätten zweier sich einst grimmig befehdenden Religionen scheint eine Zeit, wo die verschiedensten Konfessionen einträchtig nebeneinander wirken oder wenigstens ihre Angehörigen auf gemeinsamen Friedhöfen nebeneinander zur ewigen Ruhe betten, doch nicht zu den völlig utopistischen Zukunftsträumen zu gehören.

Ueberall freilich gibt es ein „Aber", und selbst auf dem Sambunathberge blieben Störer des Friedens nicht aus. Aufmerksame Betrachter des letzterwähnten Bildes werden bereits ahnen, wen ich darunter verstehe: nichtsnutzige, boshafte, aber trotzdem hochgeachtete Affen, die sich hier oben, gleich Scharen von Enten, die ja auch in verehrungswürdiger, wennschon etwas weitläufiger Beziehung zur indischen Schöpfungslegende stehen, zwischen und in den Priesterbehausungen naschend herumtrieben. Auseinanderzusetzen, warum der Affe sich in ganz Indien des Rufes der Heiligkeit erfreut und in Gegenwart brahmanischer Hindus weder gewaltsam vertrieben noch geschlagen oder gar getötet werden darf, würde ein Eingehen auf die Sagen vom Halbgotte Rama, dem die Affen als Kampfgenossen halfen, notwendig machen. Jedenfalls mußte ich selbst hier in Nepal feststellen, daß kein einziger der Tempeldiener zu bewegen war, mir seinen Beistand zu leihen und mich von der menschenähnlichen Bestiengesellschaft zu befreien, die sich klettengleich an meine Fersen zu heften beliebte.

Etwas Lästigeres als das ständige Geleit solchen Affentrosses kann es für einen Wissensdurstigen wirklich nicht geben. Auf Schritt und Tritt umgibt ihn widerliches Grinsen und Zähnegefletsch, und wo immer sein Blick hinfällt, da hält sich die Affenherde für berufen, ebenfalls Posto zu fassen und den Gegenstand des Interesses beharrlich zu belagern. Dutzende von Malen mußte ich es aufgeben, ein Bild auf der Visierscheibe meiner umfangreichen Camera zu beobachten, weil mir während solcher Einstellung ein Affe unverfroren den Rücken hinaufstieg, um seine neugierige Fratze mit unter das schwarzsamtene Dunkeltuch zu zwängen und neben mir auf das Mattglas zu gaffen. Draußen aber turnten auf leisen Sohlen seine Brüder an drei Beinen des Statives empor, lugten uns, von einem Ohr bis zum andern lächelnd, durch die weite Oeffnung meines Dallmeyer-Objektivglases entgegen und versperrten natürlich jeden Ausblick. Als ich aber den Kopf aus dem Einstelltuch hob, um die Frechlinge zu verscheuchen, zerrten dies ein paar andere zu sich herunter, rissen es ritsch ratsch in Streifen, wickelten die Fetzen wie Kapuzen, Schärpen oder Schürzen um die haarigen Köpfe und Lenden und umtanzten mich wie trunkene Teufel, die Reste des Tuches höhnisch als Siegespanier schwingend.

Niemals will ich auch den Versuch wiederholen, mich in der Nähe solcher „Heiligen" an einem Frühstück zu laben; meine Erfahrungen hierbei waren gar zu betrüblich. Um unbelästigt ein gesottenes Ei und eine Bananenschotte zu verzehren, hatte ich mich von den Affen weg und in einen schattig stillen Winkel des mit Denkmälern übersäten Hofes auf der Westseite gewendet. Als ich aber eben das Ei halbiert hatte und es mir zu Gemüte führen wollte, griff ein langfingriger behaarter Arm über meine rechte Schulter und gabelte sich flugs das Gelbe aus der Krone, von linksher rissen mir ein paar noch viel längere ausgemergelte Fingerchen den Rest aus der Hand und gleichzeitig verschwand „ohne alle Apparate" die neben mir liegende andere Eihälfte samt der zitronengelben, saftigen Banane. Unmittelbar darauf aber flogen mir, wie von Geisterhänden beflügelt, einige Eierschalenscherben samt der schlüpfri-



Auf dem „Gipfel der Toleranz" Abb. 3. Der opfernde Newari vor der Nische.

gen Bananenhaut in mein vermutlich höchst geistreich dreinschauendes Antlitz.

Bei dieser so wenig auf die unter Gebildeten üblichen Formen Rücksicht nehmenden Behandlung drohte selbst meine unendlich elastische Langmut jählings in die Brüche zu gehen. Erbost spazierte ich in ein noch entlegeneres Eckchen, um wenigstens ein Butterbrötchen in Ruhe zu genießen. Als mir aber selbst hier der Schinken vom Brot herunterrutschte und vor meinen sichtlichen Augen in der Luft herumtanzte, griff ich wütend zu meinem Schirm, um dem triefäugigen Rädelsführer der Räuber das Fell zu versohlen. Der aber sprang mit tückischem Blick hastig zur Seite, packte dabei unversehens mein zierlich geflochtenes Frühstückskörbchen mit den Zähnen und schwang sich damit in den Wipfel eines Rhododendronbaumes, wo er sich gelassen niederließ, den Korb mit den Beinen umarmte, wählerisch in meinen eßbaren Schätzen herumschnüffelte und mir zwischendurch eine Büchse Sardinen und eine andere voll Anchovispastete an den Kopf feuerte, die er nicht gleich aufknacken konnte. Als ich dann, kühn wie Don Quixote, mit meinem Regenschirm gegen seine Kumpane vordrang, griffen diese zu herumliegenden dürren Aesten, um meine Lufthiebe durch noch schneidigere zu überbieten. So standen wir uns gleich den drei wütend gewordenen „gerechten Kammmachern" Gottfried Kellers gegenüber.

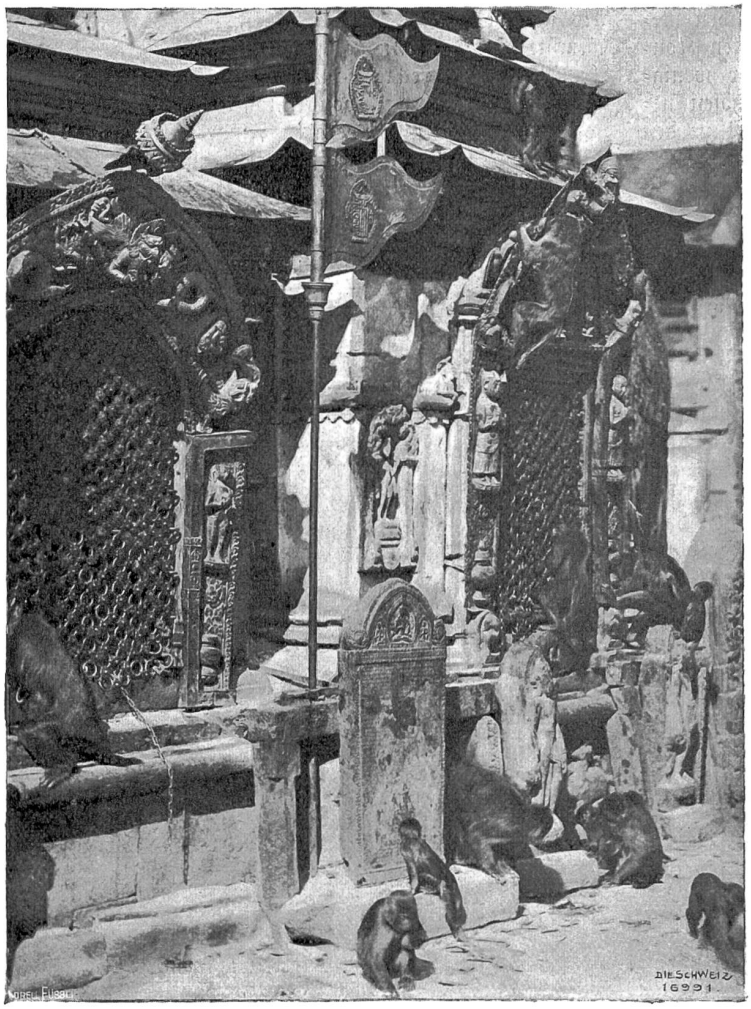
Da überkam mich ein unstillbarer Lachkrampf; die Tränen liefen mir über die Wangen. Ich gab es auf, die Umgangsformen der rauhbehaarten Vierhänder zu veredeln, und trollte mich, kopfschüttelnd und immer aufs neue auflachend, zu den stillen Heiligtümern des Gipfels zurück. Als ich aber unversehens den Kopf wandte, siehe, da stapfte und humpelte die Kompagnie von Quälgeistern lautlos hinter mir drein, die Knüppel geschultert oder, wie ich meinen Schirm, als Spazierstock im schwieligen Fäustchen. Ein paar jedoch zogen es vor, darauf wie auf Steckenpferden zu reiten; sie kamen mir so satanisch vor wie in der Walpurgisnacht den Blocksberg hinaufhopsende Hexen.

Ein Gutes brachte dieses Erlebnis aber doch mit sich: es machte mir den bis dahin etwas dunkeln Zweck jener eisernen Vorhänge vor den Idolnischen in der Schaytya verständlich, ja, ich war sogar so glücklich, den nun folgenden lehrreichen Vorgang ähnlicher Art im Bilde festhalten zu können.

Mit einem wohlgespickten Opferkesselchen beladen, kam ein Newari andachtsvoll die Treppe emporgestiegen und begann seine Runde bei den vier Nischen zu machen. Unter ehrerbietigem Entblößen des glattgeschorenen Hauptes und inbrünstigen Verbeugungen legte er, nachdem er den Vorhang hochgerafft und festgehakt hatte, dem Idol ein Häuflein Reis in den Schoß und eine Handvoll Nüsse nebst ein paar Klümpchen Kupfer zu Füßen (Abb. 3); nach einigen still und ernsthaft rezitierten Strophen senkte er dann wieder den Vorhang und wanderte beruhigt ob der sichern Verwahrung seiner Opferspende zu der nächstfolgenden Nische und dann zu den andern auf der Rückseite des Felsblocks.

Kaum aber war der fromme Herr auf der andern Seite der Schaytya angelangt, da verließ auch eine Affenfamilie das Versteck, aus dem sie dem Vorgang neugierigen Auges gefolgt war. Wie von bösem Gewissen belastet, krochen sie scheu hervor: voran als Vorhut ein paar offenbar sehr erfahrene, ältere, sehnige Tiere und schließlich als Hauptperson die Affenmutter, der sich krampfhaft ein Junges mit den Vorderpfötchen um den Leib klammerte, mit den hintern aber um den kerzengerade emporgerichteten Schweif. Meine langgeschwänzte Leibwache hatte ich inzwischen von einem verständnisvollen Newarijungen durch Verstreuen von gerösteten Hülsenfrüchten anderswohin außer Sicht locken lassen.

Bedächtig prüfte der Affenpapa zunächst die Kettenglieder des Vorhangs, rüttelte und schüttelte sie mit Kennermiene, während ein grauhaariger Urahn der Sippschaft das hohe Goldsims erstieg, um als Turmwächter Umschau zu halten (s. Abb. 4). Sobald der unten Hantierende eine nicht ganz nietfeste Stelle ausfindig gemacht hatte, stemmte er den Vorhang kraftvoll zur Seite und hielt ihn mit der Hintertatze fest, sodaß ein Spalt aufklaffte; dann hob er das Aeffchen von dem Rücken der Mutter, die es dann unter seiner Beihilfe wie einen Brotlaib in einen



Auf dem „Gipfel der Toleranz" Abb. 4. Die diebischen Affen an den Nischen.

Auf dem „Gipfel der Toleranz" Abb. 5. Der Affe auf dem Buddha-Standbild.

Backofen in die Oeffnung hineinschob, aus der das frühreife Affenbaby ohne Säumen alles wieder herausopferte, was der biedere Nepaler kurz zuvor vertrauensvoll in die Nische hineingeopfert. Es sah einem spiritistischen Wunder gleich, wie die Nüsse aus der dunkeln Luke hervorgesaust kamen. Statt auf die Mittagstafel der Mönche gerieten so all die guten, Gott geopferten Gaben in die Klauen und Kehlen der diebischen hochheiligen Bande, die nach vollbrachter Tat den hoffnungsvollen Sprößling aus der Lücke des Schutznetzes am Schwänzlein herauszog, rasch die Backentaschen bis zum Platzen vollpackte und sich dann seitwärts in die Baumwollbüsche schlug.

Bald aber erschien die nette Familie nochmals auf der Bildfläche, um sich mit einer Schar ähnlich reuig scheinender Sünder vor einem wohltätigen Pilger niederzulassen, der nach vollbrachtem Opfer neben einem aus Stein gemeißelten Buddhakoloß gleich diesem in geistliche Beschaulichkeit versenkt dasaß (s. Abb. 5). Kaum wendete aber der nachdenkliche Mann das Gesicht nach mir und meinem unheimlichen Kasten herum, da konnte einer der Frivolsten aus der Bußfertigkeit heuchelnden Runde der Versuchung nicht widerstehen: flugs hupfte er in die Handschale des riesigen Standbildes, um seinen unten lauernden Spießgesellen den Reis zuzuschaufeln, die ihn eiligst in den unersättlichen Schlund stopften, jedoch dabei bereits ein paar sich nähernde Weiber oder vielmehr deren vielversprechenden Gabenkorb mit den Augen verschlangen. Der zu Häupten des beraubten Spenders hockende Affe aber schien kriegslistig nur darauf zu warten, daß der Geprellte sich wieder der Opferschale zuwendete; denn sobald dies geschah, schlug er ihm höhnisch den kleinen schwarzen Turban über die Ohren und vom Kopfe herunter, damit der Diebstahl nicht sogleich bemerkt werden konnte.

Doch auf dem „Gipfel der Toleranz" blieb schließlich auch diesem meinem Leidensgenossen kaum etwas anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, die Langarme mausen zu lassen, soviel sie erraffen konnten, und mit einem duldsam-lächelnden „Leben und leben lassen!" die holprigen Stufen der Swayambunathtreppe behutsam hinunterzusteigen.

Dr. Kurt Boeck, Bern.

Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch.

Mit sieben Abbildungen. Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

(Fortsetzung).

In der Bewertung und in der persönlichen Aufnahme der Kritik wußte Conrad Ferdinand Meyer immer jene hohe Linie innezuhalten, die den großen Künstler, dem es stets um die Sache zu tun ist, von dem literarischen Streber, dem es stets um seine Sache zu tun ist, unterscheidet. Ernsthaft und nachhaltig erbosen konnte sich der Meister selbst